

werden. Ein Freund aus der Sozialistischen Jugend, der später Gewerkschaftsfunktionär wurde, wusste von den erstaunlichen Effekten zu berichten, die nach 68 der plötzlich populäre Verdacht auf »Manipulation« in den eingefahrenen Hierarchien selbst einer Arbeiterorganisation hatte.

Mit wirklichen Schauergeschichten aus dem sozialen und politischen Alltag vor 68 können Leute meines Alters und meiner bescheidenen Herkunft Bände füllen! Ein Lehrer, der auf dem hessischen Gymnasium nicht mehr schlagen durfte, konnte einem Landkind immer noch raten, auf den Mist zurückzugehen, wo es hingehöre! Die Gynäkologie, fest in Männerhand, wollte die Pille, wenn überhaupt, nur verheirateten Frauen verschreiben usw. usf.

Wie wenig Aussicht auf Erfolg die Untersuchung des zivilisierenden Fortschritts,

dessen die junge Demokratie nach Väterart damals doch noch bedurfte, bis heute noch hat, entnahm ich der Ankündigung eines Films über die RAF. Die *Süddeutsche Zeitung* widmete diesem Projekt von Bernd Eichinger eine ganze Seite ihres ehrbaren Feuilletons. Nach den vielen mehr oder minder aufrichtigen Auftritten, Interviews und Büchern ehemaliger Terroristen, derer ich herzlich überdrüssig bin, erwarte ich mir von einem RAF-Film nur so etwas wie den Wagnerschen *Ring der Nibelungen*.

Mir war damals allerdings jede Unterangsstimmung fremd, trotz eines kritischen Bewusstseins, das nie schlafen durfte. Ich zähle »68«, das ja eigentlich »66-69« oder so ähnlich heißen müsste, die Zahl vom französischen Mai bloß übernommen hat, zu den großen und glücklichen Erfahrungen meines Lebens. Die nächste kam dann 1989 mit dem Fall der Berliner Mauer.

*Susanne Gaschke*

## Eine »ganz subjektive« Sicht

*Auch wenn die 68er zu einer offeneren Gesellschaft beigetragen haben, müssen Schattenseiten klar benannt werden. Die Vertreter dieser Generation sind nicht nur oft überheblich und selbstgerecht, sondern sind durch ihre Forderung nach ständiger Veränderung mitverantwortlich für den gegenwärtigen neoliberalen Zeitgeist.*

Ich bin gebeten worden, für die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte etwas über »68« zu schreiben. »Ich weiß aber gar nicht besonders viel über 1968«, sagte ich dem Anrufer: »1968 war ich ein Jahr alt, ich habe nicht besonders viel mitbekommen.« Und heute, fügte ich hinzu, bedeute mir die ganze 68er-Jubiläums-Debatte eigentlich ausgesprochen wenig. Das mache nichts, entgegnete der Redakteur freundlich, etwas Subjektives sei völlig okay.

Subjektiv ist gut. Radikal subjektiv ist sogar noch besser. Nach meinem – wöglichlich allerdings völlig falschen – Ver-



**Susanne Gaschke**

(\*1967) arbeitet seit 1997 bei der *Zeit* in Hamburg und ist dort Reporterin. Zuletzt schrieb sie, gemeinsam mit Gesine Schwan, das Buch *Allein ist nicht genug. Für eine neue Kultur der Gemeinsamkeit* (2007).

gaschke@zeit.de

ständnis passen beide Begriffe gut zu 68. Radikal sowieso, das ist klar; und subjektiv auch: Wenn man so will, dann bedeutet 68 neben seinen vielen segensreichen Verbesserungen für die Gesellschaft (ich komme

noch darauf zu sprechen) ja vor allem die Wende zur Ich-Ich-Ich-Weltsicht. Also ich. Ich wurde 1967 geboren, in der Provinzstadt Kiel, die gleichwohl eine Universität besaß und einige Studenten- und Schülerunruhen zuwege brachte; außerdem bauten Stadtplaner in den 60er Jahren die Art von Trabantsiedlungen, bei denen man sich schon immer fragen konnte, ob sie für menschliches Wohnen geeignet seien, es aber offenbar nicht tat. Ansonsten ist die Stadt ganz nett und liegt am Wasser, daran hat sich bis heute nichts geändert. Schülerunruhen freilich, etwa Proteste gegen die wirtschaftshörige Schulzeitverkürzung am Gymnasium, wären im Jahr 2008 ziemlich undenkbar.

### **Alles relativ friedlich**

Meine Eltern, zum Zeitpunkt meiner Geburt 24 und 28 Jahre alt, waren fortschrittlichen politischen Positionen gegenüber absolut aufgeschlossen. Zugleich steckten sie aber im Examensstress, hatten ein kleines Kind am Hals und schlugen sich mit den Anforderungen des Berufseinstiegs herum. Das machte sie vermutlich etwas bürgerlicher und vorsichtiger als manche Kommilitonen – wofür ich durchaus dankbar bin, ich glaube nicht, dass mir durch die Nicht-Teilnahme an Anti-Fahrpreis-Erhöhungsdemonstrationen im Tragegurt viel entgangen ist. Immerhin hatten wir eine orangefarbene Couchgarnitur, so eine wuschelige Lampe mit kleinen Leuchtepunkten an den Enden ihrer Glasfibertentakel, wild gemusterte Vorhänge und ins Lilane tendierende Ölspritzbilder. Meine frühesten Eindrücke der aufregenden Zeit damals sind also: bunt. Alles relativ friedlich.

Als ich an die Universität kam – im Wintersemester 1986/87 – hatte 1968 (fast) sein 20-jähriges Jubiläum. Wer zum offiziellen Personal der Revolte gehörte oder nicht gehörte – Rudi Dutschke, die Mitglieder der Kommune I, Joschka Fischer

oder der Wirt des *Gargantua* in Frankfurt – war mir nie sonderlich klar oder wichtig. An der Hochschule gab es jedenfalls noch viele Dozenten, die dem aufregenden Geist jener Jahre nachtrauerten; und jede Menge linke Hochschulgruppen mit vollkommen wahnsinnigen Mitgliedern, an denen aber immerhin sympathisch war, dass sie Politik für existenziell wichtig und nicht für überflüssig hielten. Man konnte etwas spüren von der Trauer, ein großes Ereignis, eine große politische Zeit verpasst zu haben. Das war zunächst durchaus auch mein Gefühl.

Echten Kontakt mit Menschen, die man tatsächlich als »68er« bezeichnen konnte, also mit den Leuten außer Rudi Dutschke, die etwa im Alter meiner Eltern waren, sich aber in dieser formativen Phase voll in die Politik gestürzt hatten, bekam ich erst nach meinem Eintritt in die SPD. Wenn wir Jusos zu ihnen Ende der 80er, Anfang der 90er ein antagonistisches Verhältnis entwickelten, lag das sicher nicht unwesentlich daran, dass sie mittlerweile *arriviert* waren, dass sie mittlerweile Posten und Macht in der Partei hatten, die uns auch gefallen hätten – und dass sie gar nicht daran dachten, ihren Einfluss aufzugeben, nur weil wir jünger und eifrig waren. Aber das war nicht der einzige Grund.

### **Was ich an den 68ern immer unsympathisch finden werde**

In vielen Diskussionen dieser Jahre hat sich für mich herauskristallisiert, was ich an der gedanklichen Landschaft typischer 68er immer unsympathisch finden werde: Da ist zum einen die wahnsinnige Überheblichkeit und die mit ihr einhergehende Unerbittlichkeit gegenüber der Nazi-Vergangenheit der eigenen Elterngeneration. Wie Helmut Kohl empfinde ich es demgegenüber als echte *Gnade*, den existenziellen Entscheidungssituationen die-

ser Zeit nicht ausgesetzt gewesen zu sein – woher, um Gottes Willen, nehmen Menschen die Sicherheit, dass sie unter den gleichen Bedingungen nicht versagt hätten?

Dann gehört zum Aversionskatalog die unglaubliche Selbstgefälligkeit und Selbstgerechtigkeit, mit der 68er-Vertreter sich brüsteten, alle Spießstrukturen einer autoritären Gesellschaft geschliffen zu haben: den Ehe-Knast, die Kleinfamilie als Keimzelle allen Übels, den Frontalunterricht und so weiter. Alles richtig, alles gut, alles Erfolge für eine offene Gesellschaft – aber sie haben, verflixt noch mal, auch Nebenwirkungen für diese Gesellschaft gehabt, die auf einmal über gar keine unhintergehbaren, unbefragbaren Werte mehr verfügte. Das macht sie frei, sicher. Das macht sie aber auch unglaublich anfällig

für die rein ökonomistischen Verfügbarkeits-Imperative des Spätkapitalismus. Und nicht alle Menschen, die die selbstbestimmte Einwegbeziehung pflegen, sind wirklich so viel glücklicher als die Ehe-Spießer (von den Scheidungskindern ganz zu schweigen). Ist es irgendwie schwer, ist es *unmöglich*, die Nebenwirkungen der Individualisierung zuzugeben? Für echte 68er wohl immer noch.

Drittens komme ich mit dem Fortschrittsbegriff der 68er nicht zu Rande – ein echtes Problem, denn er scheint inzwischen zum Fortschrittsbegriff der gesellschaftlichen Mehrheit geworden zu sein. Danach darf – Revolution in Permanenz – nichts jemals so bleiben, wie es ist, einfach weil es gut ist, gut funktioniert. Veränderung gilt als Gewinn an sich, Anpassungsschwierigkeiten der Menschen als eine mit

leicht sadistischer Lust für andere beschlossenes Entwicklungsprogramm. Die große Ironie liegt darin, dass ein Fortschritt, der nichts für bewahrenswert hält, nicht lange ein linkes Anliegen bleibt. Die permanente Umwälzung von links wegen fügt sich wehrlos in Schumpeters kreative Zerstörung, ins Denken der Neoliberalen, die nur Beschleunigungs-Bedürfnisse der Wirtschaft sehen, nicht Bewahrungs- und Verlangsamungswünsche der arbeitenden Menschen. Zu diesem Denken müssen Staatsunternehmen privatisiert, muss der öffentliche Dienst abgebaut, die Schulzeit verkürzt werden; diesem Denken entsprechen befristete Verträge eher als Lebenszeitstellen, der Kontakt in Internet-Chatforen eher als die Begegnung im wirklichen Leben, der Konsum eher als die Kontemplation.

### Das verschüttete Erbe

Und das ist sozusagen der springende Punkt, der zentrale Vorwurf: Die 68er haben ausgerechnet die wertvollen, auch heute noch wichtigen Teile ihres Vermächtnisses verprasst, preisgegeben. Geblieben ist unglaublich langweiliger Vulgärliberalismus, dahin sind alle Ansätze, die eine moderne Linke heute noch brauchen könnte. Wer hat zum Beispiel den Grundsatz verteidigt, dass »erkenntnisleitende Interessen« offenzulegen seien, in der Wissenschaft, im Journalismus? Die Neoliberalen taten so, als gebe es jenseits von rechts und links überhaupt keine Interessen mehr, nur noch gleichsam naturwissenschaftlich überprüfbare »Wahrheit«. Dementsprechend wurde jemand, der es während der vergangenen 15 Jahre wagte, doch auf der Existenz von Interessen zu bestehen – etwa zwischen Arbeit und Kapital – nicht nur als reaktionär, sondern als geradezu wahnhaft verhöhnt. Der Journalismus schwingt sich zum Schiedsrichter für alles und jeden auf – eine Ins-

tanz, die die Interessen der Schiedsrichter benennt, gibt es nicht mehr.

Die Medienkritik eines Neil Postman ist ebenso vergessen wie die Konsumkritik von André Gorz: Heute scheint es, als verweigerten die Bürger eine gesetzliche Pflicht, wenn sie nicht konsumieren und nicht die Binnenkonjunktur durch den Kauf sinnloser Güter anheizen. Wo ist die linke Kritik an diesem Konsumismus?

Die Bildschirmmedien haben es geschafft, unterschiedslos als Errungenschaft des technischen Fortschritts wahrgenommen zu werden – als würde Dauerfernsehen nicht Migranten- und deutsche Unterschichtskinder an der sprachlichen und intellektuellen Emanzipation behindern. Als wären Handy und *Blackberry* nicht sowohl Werkzeuge der kommunikativen Unabhängigkeit als auch elektronische Fußfesseln. Man muss nicht ständig mit der *Dialektik der Aufklärung* oder Jürgen Habermas' *Technik und Wissenschaft als Ideologie* unter dem Arm herumlaufen, um zu bemerken, dass uns die Fähigkeit abhanden gekommen ist, von den herrschenden Verhältnissen einen Schritt zurückzutreten und sie kritisch zu betrachten.

Die Vorstellung, Vorgefundenes in demokratischer Übereinkunft durchaus ändern zu können, war vielleicht das vielversprechendste Element des Achtundsechzigertums. Statt es zu hegen, warfen sich Fortschrittsapostel aus den Reihen der Revolutionäre mit dem ihnen eigenen Elan in die vermeintliche Unausweichlichkeit der digitalen Verheißung: keine Rede mehr von den ökonomischen Verwertungsinteressen, die sich hinter der digitalen Ideologie verstecken.

Es ist uns Jüngeren immer ein wenig unangenehm gewesen, mit der gleichen Emphase aufzutreten wie die von sich selbst begeistertste aller Generationen. Doch mag es sein, dass ausgerechnet wir das verschüttete Erbe von 68 abbürsten und wieder hochhalten müssen – die revolutionären Rentner werden es wohl nicht mehr tun.